

**Zeitschrift:** Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

**Herausgeber:** Franz Otto Schmid

**Band:** 3 (1908-1909)

**Heft:** 21

**Artikel:** Der Hallipeter

**Autor:** Relzel, O.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-748044>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

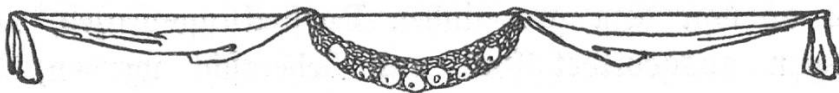
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

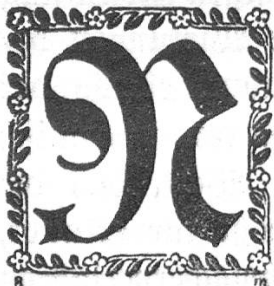
haben sie auch den Eingang gefunden aus den Schaukästen an den Straßenecken in die vornehmen Räume des Museums, wo sie als schönes Zeugnis bewußter Künstlerschaft figurieren.

Doch nun noch eine Frage. Was erreicht ist, steht in sichtlichem Zusammenhange mit den klassischen Werken der alten Porträtmalerei und jenen neueren Meistern, die in ihrer Schule groß geworden sind. Ihr kunsthistorischer Charakter entspricht durchaus der künstlerischen Auffassung, mit der wir das Porträt überhaupt betrachten. Aber die moderne Porträt-darstellung mit ihrer flächigen Behandlung und zeichnerisch-linearen Charakteristik oder der impressionistischen Rätselform, die mit Negationen und Verschleierungen arbeitet und nur ein paar koloristische und tonige Werte hinstellt, als eine Abbréviation oder wie eine Vision, die also die ganze Bilderschei-nung umgestaltet hat, wird auch sie die Photographie in ihre Bahnen ziehen, und wie wird diese ihre eigenen Aufgaben und technischen Mittel ihr anpassen? Soll die Photographie ihr folgen oder widerstehen?



## Der Hallipeter.

Skizze von D. Kelzel.



Nichts ist vergnüglicher, als zwei Menschen zu beobachten, die im Begriffe sind, sich ineinander zu verlieben. Noch darf es zu keinem völligen Einverständnis zwischen ihnen gekommen sein, zu jenem Einverständnis, das sie für andere Menschen mit einer Mauer von Langeweile und Ungenießbarkeit umgibt, die unbezwingbar erscheint. Aber wenn noch jene Halbklarheit der Gefühle herrscht, jenes Suchen und Tasten, jenes Hindrängen und ängstliche Zurückschrecken, jene aufregende Unsicherheit, in der ein Entschluß den andern ohne Bedenken umstößt, dann ist in der That nichts vergnüglicher als einen solchen Gärungsprozeß in behaglicher Unbetheiligkeit zu beobachten.

Mein Freund befand sich in diesem Stadium der beginnenden Verliebtheit. Und da eine meiner Cousinen der Knotenpunkt war, in dem alle seine Interessen zusammenliefen, so wurde ich plötzlich mit Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten von seiner Seite überhäuft, die mich baß erstaunt hätten, wenn ich eben nicht den tieferen Grund dieses Freundschaftsenthusiasmus' gekannt hätte. Freilich, ich durfte nicht ohne Gegendienste genießen; ich mußte mich dafür jeden Samstag nach-

mittag bei meiner Cousine mit meinem Freund zu einem literarischen Tee einfinden, bei dem ich mich allerdings durch etwelche Unbescheidenheit gegenüber den recht respektablen Besuchszigarren und der noch lobenswerteren Chartreuse zu entschädigen verstand.

An einem heißen Sommertage saßen wir auch wieder einmal beisammen. Das Gespräch schleppte sich mühsam hin. Die Theater waren geschlossen und damit ein unerschöpflicher Gesprächsstoff versiegt; um neue Bücher zu lesen, war es zu heiß, und ich stimmte meiner Cousine bei, die behauptete, bei solcher Schwüle von einem Menschen einen Gedanken zu verlangen, sei eine Grausamkeit und dazu ein Beweis für eine schlechte Erziehung und Mangel an Kenntniss der gesellschaftlichen Formen. Sie beschränkte sich daher darauf, alle fünf Minuten die gleichen drei Takte aus einem Walzer zu singen und meinem Freunde fünf Stücke Zucker in sein Teeglas zu werfen. Der schien sich den Ausspruch bezüglich der zum guten Ton gehörigen Gedankenlosigkeit sehr zu Herzen genommen zu haben. Denn so, wie ich ihn kannte, hätte er sonst unter allen Umständen an diesen Versüßungsvorgang eine philosophische Betrachtung über *μηδὲν ἄγαν* angeschlossen. So aber lächelte er nur, süß wie sein Tee.

Ich hatte bereits dreimal nachdrücklichst konstatiert, daß ich mich langweilte. Ohne Nutzen. Wir schauten einander an und versicherten uns aufs neue, daß es doch verflucht schwül sei. Meine Cousine legte ihren Kopf auf die Stuhllehne zurück und gab sich kaum Mühe, ein herzhaftes Gähnen zu verbergen. Daraufhin bat sie meinen Freund, eine Geschichte zu erzählen. Ich lachte. Das war allerdings der bequemste Weg, seine Gäste zu unterhalten, ohne sich selbst anstrengen zu müssen. Denn bekanntlich amüsiert sich dann der Mensch am besten, wenn er keinen anderen zu Worte zu kommen lassen braucht. Mein Freund versicherte aber hoch und heilig, daß er absolut nichts Erzählbares wisse. Aber aus seiner Jugend, meinte meine Cousine, könne er doch berichten; sie habe ja ein gewisses Anrecht darauf, alles zu wissen, was er erlebt und was Eindruck auf ihn gemacht habe. Das wirkte. Seine Augen glänzten freudig. Das war ein Geständnis, eine Andeutung, die einen unendlich großen Wert für ihn besaß. Er murmelte zwar noch einiges wie: „er wisse nicht, ob und er glaube kaum, daß und was den einen Menschen Brot sei, bedeute den anderen Steine. Immerhin . . . Kurz und gut: meine Cousine schob sich ein Kissen unter den Nacken, ich zündete mir eine frische Zigarre an und mein Freund, dessen Gesicht einen ernsten, versonnenen Zug erhalten hatte und dessen Finger leise mit einem Teelöffel spielten, begann:

Gegen Wintersende war es. Der Schnee war fast überall geschmolzen und kaum daß sich in den Regen noch Flocken mischten. Mißvergnügt

patzte ich an einem Montagmorgen nach einem Sonntag voll herrlichster Wintergemütlichkeit der Schule zu. Wie ich eine Straße überquerte, glitschte dicht neben mir ein Mann aus und fiel zu Boden. Fast hätte er mich mitgerissen, als er im Fallen eine unwillkürliche Bewegung nach irgend einem Halt in der Luft mit wirbelnden Armen gemacht hatte. Wie ich mich umdrehte, richtete er sich schon auf, und mit anezogener Selbstverständlichkeit reichte ich ihm den Hut, den ihm der Sturz vom Kopfe gerissen hatte. Es war ein Straßenkehrer. Wie er mir den Hut aus den Händen nahm, schaute er mich seltsam an und das „Danke schön“ klang wie unbewußt, wie aus fernen Gedanken heraus.

Ich ging zur Schule. Ein lächerlicher, alltäglicher Vorfall, und doch sann ich den ganzen Vormittag darüber nach. Ich suchte mir den Kopf und die Gestalt des Mannes, den ich nur ganz flüchtig angesehen hatte, mit möglichster Deutlichkeit zu vergegenwärtigen. Ja . . . einen langen Bart, der schon stark angegraut war, hatte er gehabt, eine scharf vorspringende Nase und seltsame Augen. Welche Augen er gehabt, vermochte ich mich nicht mehr zu entsinnen, aber etwas Fremdartiges, Merkwürdiges mußte in ihnen gelegen haben.

Wenige Schritte von unserem Hause entfernt lag ein Schuppen der Straßenreinigung, ein Depot der Geräte und Wagen. Gegen sechs Uhr am Abend schritt ich vor seinem Eingang auf und ab. Ich wollte versuchen, dem Manne noch einmal zu begegnen, dessen Gesicht einen solch lebhaften Eindruck auf mich gemacht hatte. Und richtig: er kam. Er hielt wie die anderen Arbeiter seinen Besen unter den Wasserstrahl und wusch sich wie die anderen Kopf und Hände unter dem Wasserhahnen. Das enttäuschte mich. Ich hatte weiß Gott welche Absonderlichkeit von dem Graukopf erwartet, und nun, da er sich in nichts von den anderen unterschied, erlahmte mein Interesse. Doch ging ich auf ihn zu, als er aus der Umzäunung heraustrat, und fragte ihn, ob er sich durch den Fall von heute morgen keinen Schaden zugezogen habe. Erstaunt blieb er stehen und sah mich mit verwunderten Blicken an.

„Nein, es hat mir nichts getan . . . junger Herr.“

„Dann ist ja gut,“ meinte ich.

„Ja, ja.“

Ein Arbeiter, der vorüberging, rief ihn an: „Kommst net mit, Hallipeter?“

Er drehte sich um: „Ja, ja, ich komm dann.“

Er sah mich wieder an und schien auf irgend etwas zu warten. Ich wußte auch nicht, was sagen.

„Ist es nicht sehr anstrengend, das Straßenkehren?“ fragte ich endlich.

„Bis man es eben gewohnt ist. Und dann ist es schön.“

„Schön?“

Er lachte leicht. „Ja, schön, sage ich.“ Und etwas wie gutmütiger Spott über mein ungläubiges Staunen klang in seinem Ton.

„Schön? Ja wie so denn?“ fragte ich.

„Nun, wegen der Farben. Im Frühling besonders. Gelt, das haben Sie nicht gewußt . . . junger Herr!“

„Allerdings nicht.“

„Ich muß jetzt gehen. Adieu, junger Herr!“

„Adieu.“

Mit raschen Schritten ging er weg.

Der Mann war mir noch rätselhafter geworden. Ein Straßenlehrer, der seine schmutzige Arbeit wegen der Farben schön fand. Seltsam, seltsam!

In der Jugend kann man seinem Interesse noch Opfer bringen. Und so stand ich am andern Morgen in frühester Frühe auf, um den Hallipeter zu beobachten. Mit drei Kameraden ging er aus dem Schuppen weg, wo er den breiten Borstenbesen geholt hatte. Er ging ein wenig vornübergebeugt, die eine Hand in eine Tasche versenkt, die andere um den Besenstiel geschlungen. Zwischen den Zähnen hielt er eine kurze Pfeife. Laut und hart dröhnten die Schritte der Männer in der fahlen Frühe. Am Abend, als er von der Arbeit zurückkam, ging ich wieder auf ihn zu.

„Guten Abend, Herr Hallipeter.“

„N'abend,“ brummte er mürrisch.

„Wie geht's?“

„Nun, wie soll's gehen? Wie immer.“

Von einladender Liebenswürdigkeit war er nicht. Aber ich ließ mich nicht abschrecken.

„Ich wollte Sie wegen der Farben fragen, von denen Sie gestern gesprochen haben.“

Er schaute mich mißtrauisch an und schien zu überlegen.

„Ja, da ist nicht viel zu sagen. Die Farben der Erde sind halt schön.“

„Würden Sie mir die einmal zeigen?“

„Hm.“ Ein unmerkliches Lächeln huschte über seine verwitterten Züge. Er hatte mich durchschaut und schien nun zu schwanken. Ich sah ihn fragend an und suchte in meinen Blick so viel Harmlosigkeit zu legen als mir nur immer möglich war.

„Meinetwegen. Sie könnten die aber auch allein sehen. Aber wenn Sie wollen . . . Morgen um 5 Uhr gehe ich da weg.“

„Besten Dank.“

„N'abend.“

„Guten Abend.“

Ein eigenartiger Bann, der von ihm ausging. Er hatte etwas an sich, das einen zwang, einen höflichen, fast ehrerbietigen Ton ihm gegenüber anzuschlagen, den man sonst vielleicht bei Arbeitern nicht gewohnt ist. Und vollends in dem Alter, in dem ich stand, ist man mit nichts so rasch bei der Hand als mit dem Hochmut und dem Dünkel einer sozialen Überlegenheit. Dem Hallipeter gegenüber wagte man darauf nicht zu pochen.

Ich fieberte fast vor Erwartung. Dem Zauber des Romantischen war ich mit Haut und Haar verfallen, und mit Vorsicht verdeckte ich die Vorbereitungen für meinen heimlichen Ausflug, um nicht durch ein väterliches Machtwort ein allzu frühes Ende meines Erlebnisses befürchten zu müssen.

Lange vor fünf Uhr stand ich unten auf der Straße. Pünktlich kam der Hallipeter. Er holte sich seinen Besen und dann schritten wir selb-ander durch die dämmerdüsteren Straßen. Weiche Föhnluft lastete schwer und seltsam erregend und beklemmend. Steil stieg des Himmels dunkelgraue Wand vor uns auf. Wie in schweren Atemzügen schienen die Wolken Luft zu holen. Dann und wann brannte noch eine Laterne in trübem Schein, gelb und flackernd. Der Hallipeter ging mit seinen schweren, wuchtenden Schritten neben mir, und kündete mir mit leisen, schlichten Worten all die Schönheit, die um uns webte. Wenn wir in den Lichtkreis einer Laterne kamen, sah ich wohl seine Augen glänzen und sah auch den Schmerz, der die tiefen Furchen auf seinem Antlitz gegraben hatte. Es gibt Menschen, auf deren Zügen die Vergangenheit wie der verschwommene Spiegel trüber Ufer im tiefen, tiefen See liegt. In krausen Linien, ungreifbar fern und doch in beängstigender Nähe. Der Hallipeter war einer von diesen Menschen.

„Hier muß ich kehren.“

Er nahm den Besen von der Schulter und in langen, regelmäßigen Stücken begann er die Straße zu fegen. Ich stand auf dem Fußsteig und schaute ihm zu, wie er die grau-braune, zäh flüssige Masse dem Rinnstein zutrieb. Hin her, hin her. Immer im gleichen Takt. Die Dämmerung schwand. Wie ungehauene Felsen geballt standen die Wolken am Himmel. In fahles, gelbes Licht tauchte sie der junge Tag, der zögernden, zaghaften Schrittes die Welt zu wecken kam. Der Hallipeter stand still, mit der Linken hielt er den Besen umklammert, die Rechte deutete in die Ferne und, wie wenn er nur zu sich spräche, schilderte er mir die Schönheit um uns her. Es lebte Poesie, ein innerer Rhythmus in seinen Worten. Mein Erstaunen war immer größer geworden. Das hätte ich hinter diesem Graubart doch nicht gesucht.

Er hatte die Arbeit wieder aufgenommen, und seine Augen folgten starr der Bahn, die er seinem Besen gab. Er zeigte mir die Farben der Erde, wie überall nur graues Grau gebreitet schien, wie da und dort das Rot der Tonerde durchleuchtete, sich mit dem Grau zu seltsamen Farbentönen mischte und wie kraftlose, unscheinbare Farben stark und lebendig wurden, wenn das Licht der Frühsonne auf sie fiel. Der Hallipeter mußte mich erst lehren, daß unsere Welt nichts ist als Schönheit in tausend Formen.

Er hatte die Straßenzeile beendet. Ich verabschiedete mich dankend von ihm.

Wenn Theaterbesuch oder ein neues Buch mich nicht allzuspät zu Bette kommen ließen, begleitete ich den Hallipeter auf seiner Arbeit. Wir sprachen über mancherlei Dinge. So mußte ich ihm viel vom Gymnasium erzählen, und wofür ich besonderes Interesse hätte. Von sich selber sprach er kaum.

Eines Morgens, wie ich auf ihn wartete, blieb er aus. Auch am nächsten Tage kam er nicht. Ich wandte mich an den Aufseher, der mir den Bescheid gab, der Hallipeter sei krank. Ich ließ mir seine Adresse geben, und am Abend suchte ich ihn auf. Seine Wohnung war einigermaßen schwierig ausfindig zu machen. Sie lag im obersten Stocke eines Hinterhauses, zu dem man auf weiß Gott wie vielen Kreuz- und Quergängen gelangte. Als ich an eine Tür klopfte, öffnete mir eine Frau mit einem Kind auf dem Arme, das jämmerlich schrie. Ich fragte nach Herrn Hallipeter.

„Der wohnt nicht hier.“

„Nicht? Ja, wo denn sonst?“

„Was weiß ich! Hier wohnt nur der . . . (sie murmelte einen Namen, den ich nicht verstand) und der ist Straßentlehrer.“

„Ja, Straßentlehrer ist der Hallipeter auch. Er soll krank sein und deswegen komme ich.“

„Ja, dann wird es am Ende doch richtig sein.“ Damit führte sie mich an eine Türe, die sie, hart auf die Klinke schlagend, lärmend öffnete. Dicke, dumpfe Luft schlug mir entgegen. Es kostete mich Überwindung, weiter zu gehen. Die Abendsonnenstrahlen, die sich schräg durch ein niedriges, staubiges Fenster brachen, fielen auf den Kopf eines alten Mannes, der in Tücher und Decken eingehüllt, auf einer breiten Bettstelle lag. Es war der Hallipeter. Ruhig lag er da, nur seine Brust hob sich schwer und mühsam, und dumpfes Stöhnen begleitete jeden Atemzug.

„Herr Hallipeter, was fehlt Ihnen denn?“

„Erfältet, auf der Brust“, gab er mit heiserer Stimme zur Antwort.

Er drückte mir dankend die Hand. Ich setzte mich an seinem

Bette nieder, und während meines Erzählens und Plauderns betrachtete ich das Zimmer genauer. Ärmlich genug sah es aus: Bett, Schrank, Tisch, auf dem geleerte und halbgeleerte Flaschen standen, zwei Holzstühle und am Fenster ein verschlissener Lehnstuhl, auf dem eine Ziehharmonika lag.

Die Dämmerung war völlig hereingebrochen. Ich war still geworden, saß in mich zusammengekauert auf dem Stuhle und geriet in leises Träumen. Ein Pochen an der Türe schreckte mich auf. Ein Herr trat ein, dem die Frau, die mir geöffnet hatte, mit einer Lampe leuchtete.

„Der Herr Doktor“, rief sie. Sie stellte die Lampe auf den Tisch und verließ das Zimmer. Ich stand auf und wollte mich gleichfalls entfernen.

„Was tun denn Sie hier?“ fragte mich der Arzt. Es war unser Hausarzt. Ich geriet in nicht geringe Verlegenheit.

„Es ist ein Bekannter von mir.“

„So, so. Leuchten Sie mir mal, bitte.“

Ich nahm die Lampe. Der Arzt untersuchte lange und maß dann das Fieber.

„Sie sind ziemlich stark erkältet. Ich will Ihnen eine Pflegerin schicken, die dann auch die Arznei mitbringen wird.“

„Begleiten Sie mich?“ wandte er sich zu mir. Wir gaben dem Hallipeter die Hand und gingen. Ich erzählte dem Arzt mein Erlebnis mit dem Hallipeter und nahm ihm das Versprechen ab, nichts meinen Eltern von der Geschichte zu sagen. Der Arzt verhehlte mir nicht, daß er wenig Hoffnung habe, den Mann zu retten.

„Eine schwere Lungenentzündung. Und der Körper sehr geschwächt. Dazu scheint der Mann einem guten Gläschen nicht abgeneigt zu sein.“

Traurig kehrte ich nach Hause zurück. Mir war es fast, als sei mein Hallipeter schon tot. Und wie immer — bis die Tatsache eintritt, glaubt man nicht einmal an ihre Möglichkeit. Ich hatte nie einen Freund gehabt, ich war die langen Jahre der Schulzeit immer allein gegangen, und das Bedürfnis nach Anlehnung — nicht nur die romantische Seltsamkeit — hatten mich zum Hallipeter getrieben.

Am dritten Tage, nachdem er erkrankt war, saß ich auch wieder in der Abendstunde an seinem Bett. Die Schwester war fortgegangen, um Besorgungen zu machen. Hallipeter wollte aufstehen. Ich versuchte es ihm auszureden, aber er ließ nicht nach. Er schlang seinen Bettteppich um seinen mageren Körper, und wankenden Schrittes ging er zu dem großen Lehnstuhl am Fenster. Die Abendsonne stand in roter Glut am tief blauen Himmel. Hallipeter schaute lange hinaus.

„Geben Sie mir die Harmonika dort, bitte.“ Ich gab ihm das Instrument. Er legte die Finger an die Klappen, zog mühsam den



Balg auf und fing zu spielen an. Mag sein, daß es vielleicht unbedeutend, trivial war, was er spielte. Mir aber nahm es in dieser Stunde Sinn und Form an. Leise, zaghaft, wehmutsvoll, wie kleine Lieder aus Kindertagen und stürmisch, wild und schmeichelnd, zart und süß in kosenden Liebestönen. Wie Nebel senkte es sich herab; trübe, matt und schwer wurde das Spiel. Dissonanz auf Dissonanz.

Er ließ müde die Hände sinken, das Instrument fiel auf den Boden. Ein Frösteln lief mir den Rücken hinab. Schweigend saßen wir da. Dann stand er auf und wankte seinem Bette zu. Unbeweglich lag er da, nur das Keuchen des Atems verriet Leben. Die Augen hielt er geschlossen.

Dann rief er mich. Dicht bei ihm mußte ich mich auf den Bettrand setzen.

„Hören Sie, ich will Ihnen etwas erzählen. Ich weiß, daß es zu Ende geht, ich weiß. Und ich möchte Ihnen noch vorher danken. Von Herzen danken. Und hören Sie — vielleicht kann ich Ihnen noch einen Dienst leisten, wenn ich jetzt spreche. . . . Ich habe einst auch wie Sie das Gymnasium besucht. Das haben Sie wohl nicht gedacht! Ich wollte studieren, Kunstgeschichte. Aber die Mittel reichten nicht. Ich mußte an eine Bank, mußte Zahlen schreiben, rechnen, Zahlen schreiben, rechnen. In meinen Träumen lebte ich in Italien, dem Lande meiner Sehnsucht. Aber die Träume konnten ja nicht verwirklicht werden, und mit Ziffern und Zahlen nährt man Träume nicht. Und die Sehnsucht verblaßte. Ich wurde gleichgültig, vergaß und war zufrieden damit. Wäre es so geblieben! Aber da verliebte ich mich. Wie umgewandelt war ich. Was ich vergessen wähnte, lebte wieder auf, meine Träume erhielten wieder Glanz und Farbe, ich holte meine verstaubten Bildermappen wieder vor, und mit Tränen in den Augen freute ich mich der Schönheit, die mir da entgegenstrahlte. Liebe und Kunst. Das schien mir die Seligkeit auf Erden. Sie betrog mich. Eigentlich war es höchst natürlich, was konnte ich ihr bieten? Aber ich brach zusammen, wie ein schwaches Weib. Hundertmal sagte ich es mir stündlich vor, daß es lächerlich sei, sich die Enttäuschung so nahe gehen zu lassen. Aber was half es? Ich wurde krank. Als ich langsam wieder gesundet war, war meine Stelle an der Bank vergeben. Man war nicht mehr sonderlich mit mir zufrieden gewesen; natürlich, ich hatte zuviel an anderes gedacht. Ich suchte nach einer anderen Stellung; ich fand keine. Energie hatte ich nie viel gehabt und das Wenige nun vollends ganz verloren. Die Eltern waren tot; allein stand ich in der Welt. Da trank ich und wurde ein Lump und war zufrieden. Bis ich erwachte. Ich wollte wieder arbeiten, und da nahm ich, was sich gerade bot: ich wurde Straßenkehrer. Anfangs gab es noch Stunden, in denen ich bitter über mich lachte.

Aber schließlich fand ich meine Ruhe wieder, und da lernt ich die Schönheit wieder empfinden, die Schönheit der Welt.“

Er schwieg und seufzte tief.

Ich drückte seine abgezehrten, fieberheißen Hände: „Armer Mann.“

Da ging ein Leuchten über sein Gesicht. Mit dankbarem Blicke schaute er mich an:

„Sie verdammen mich nicht? Dank, Dank.“

Am späten Abend hatte er einen heftigen Bluterguß. Seine Kräfte nahmen rasch ab. Als ich am nächsten Tage zu ihm kam, war sein erstes Wort:

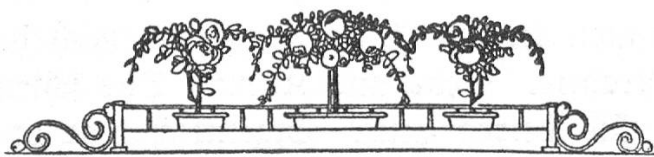
„Gelt, Sie denken an mich? Sie sind gewarnt! Glauben Sie keiner Frau!“

Drei Tage später starb der Hallipeter. Draußen, vor seinem armseligen Zimmer, ging der Frühlingssturm. Am Himmel rasten die schwarzen Wolken. Es war, als ritte das Leben selber durch die Welt. Und hier innen lag in den letzten, schweren Krämpfen der alte Mann, gebrochen von einem Frühlingssturm. Zwei Tage nachher haben wir ihn begraben. Der Arzt, die Krankenschwester, drei Straßengelehrer, ein Pfarrer und ich waren dabei.

\* \* \*

„Die Geschichte ist zu Ende, Fräulein. Hat sie . . . ich wollte eben fragen, ob sie Ihr Interesse gefunden hat. Ihr Gähnen gibt mir aber die beste Antwort. Entschuldigen Sie, bitte.“

Das war unser letzter Samstag-Nachmittagstee. Mein Freund hatte von nun an jeden Samstag viel zu arbeiten. Der Dummkopf, alten Leuten sollte man immer glauben!



## Naturempfinden und Touristik.

Joseph Aug. Bug.

**D**er moderne Naturkultus, wie er im Touristenwesen zum Ausdruck kommt, ist ein Produkt der Großstädte. Les extrêmes se touchent; die künstliche Steigerung des urbanen Lebens, die den Typus des Stadtmenschen verschärft, nährt zugleich den Sinn für das Primitive, für das Ländlich-Einfache, für die Natur. Hoch über Türme und Dächer grüßt von draußen her der Wald, tönt die Stimme Rousseaus; nur in der Stadt erweckt sie ein Echo. Es ergreift wie die versunkene